

# Bedingungslos geschenkt, immens beglückt

Auch im mittleren Westen Amerikas schlägt jetzt das Herz des Impressionismus. Das Nelson-Atkins-Museum in Kansas City freut sich über einen spektakulären Sammlungszuwachs.

KANSAS CITY, im April mpeachment!“ Der Herr neben uns stößt das Wort hervor, als sei damit alles gesagt. Amtsenthebung. Irgendwo auf dem riesigen Flughafen von Atlanta, auf der Durchreise, verfolgen wir im Fernsehen eine Debatte über den aktuellen Präsidenten der Vereinigten Staaten und seine politische Performance. „Wie denkt ihr Europäer über Trump?“, will der Mann von uns wissen. Bevor er eine Antwort abwartet, drängt es ihn zum Bekenntnis: Für diesen Präsidenten müsse er sich schämen; je eher er aus dem Amt gedrängt werde, desto besser.

So weit will sich Julián Zugazagoitia im Gespräch nicht offenbaren, auch wenn er, als gebürtiger Mexikaner, zur Rhetorik der neuen Regierung einiges zu sagen hätte. Stattdessen bekräftigt er seinen „radikalen Optimismus“, den er glaubhaft und durchaus einnehmend verkörpert. Seit sieben Jahren steht der an der Sorbonne in Philosophie und Ästhetik promovierte Kunsthistoriker Jahrgang 1964 dem renommierten Nelson-Atkins-Museum in Kansas City als Direktor vor. Mit den Sammlungsschwerpunkten zu asiatischer, europäischer und amerikanischer Kunst überspannt das 1933 gegründete Museum fünftausend Jahre globaler Kulturgeschichte und zählt zu den Top Ten unter den Mehrspartenhäusern in den Vereinigten Staaten. Dann rückt der ehemalige Leiter des New Yorker Museo del Barrio aber doch mit seinen Sorgen über die gegenwärtige amerikanische Gesellschaft heraus. All die *hate speech*, die Hassrede, die sich in den Alltag eingeschlichen habe, unterwandere die moralischen Werte des Zusammenlebens und nicht zuletzt diejenigen, „die wir ja auch als Museum repräsentieren“. Diese jüngste Entwicklung findet Zugazagoitia „dramatisch“, schon jetzt.

Als ob seine Ansicht eigens bezeugt werden müsste, wird kurz darauf im Vortort Olathe ein indischer Software-Entwickler aus rassistischen Motiven in einer Bar erschossen. Der Attentäter, ein zweiundfünfzig Jahre alter ehemaliger Marine-Soldat, brüstet sich bei der Verhaftung mit seinem Ausländerhass. Unterdessen bezieht eine vitale Kunstszene in der Stadt auf ihre Weise Position gegen den regierungsamtlichen Populismus – darunter der „Artspace“ des Kansas City Art Instituts, der traditionsreichen Kunstakademie, mit der Ausstellung „The Refugee Nation“. Auch in der laufenden Schau des New Yorker Shooting Stars Rashid Johnson im 1994 eröffneten Kemper Museum of Contemporary Art finden sich Fingerzeige auf die derzeitige Verfasstheit der Öffentlichkeit in Amerika.

„Wir müssen uns auch als Museum fragen, welche Gespräche und Themen wir in der Vergangenheit vernachlässigt haben“, sagt Zugazagoitia und setzt auf die „Heilungskräfte einer kommunizierten Kultur“. Und grade eben hat das Nelson-Atkins-Museum eine spektakuläre Schenkung impressionistischer und spätimpressionistischer Malerei entgegengenommen: Die Gabe stammt von dem Sammler Henry Bloch, einem fünfundneunzig Jahre alten Philanthropen aus Kansas City, der sein reichliches Vermögen mit der landesweit agierenden Steuerberatung H & R Bloch gemacht hat und sich nun in eine amerikanische Tradition der Donatoren einreicht, für die Namen stehen wie Michel R. Rockefeller, Gertrude Vanderbilt Whitney oder John Pierpont Morgan.



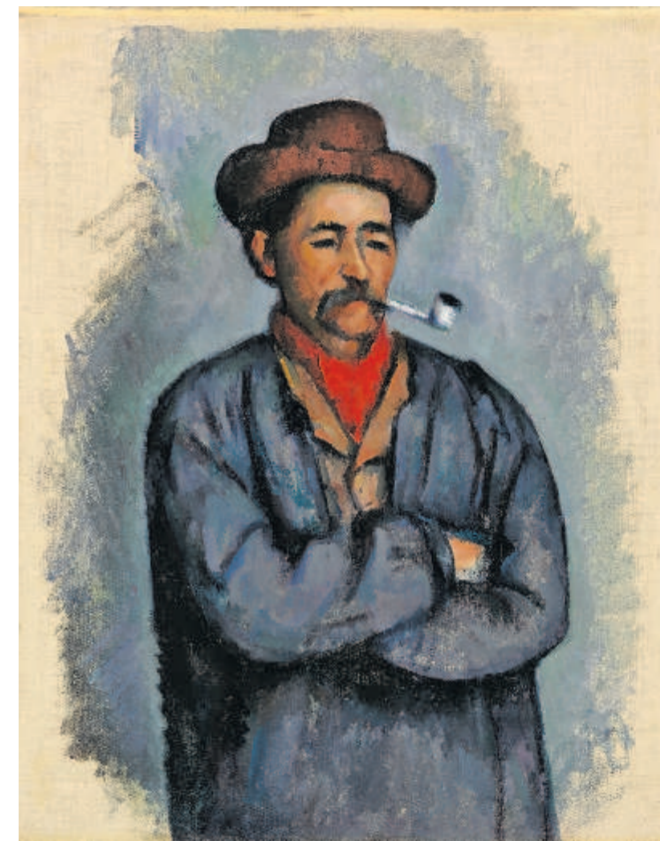
Ein Augentrost angesichts schwerer Krankheit des Künstlers: Manets „Weißer Flieder in Kristallvase“ von 1882/83

Henry Bloch hatte dem Museum schon vor zehn Jahren unter die Arme gegriffen, als das neoklassizistische Stammhaus einen minimalistischen Anbau durch Steven Holl erhielt, den Erbauer des Kiasma Museums in Helsinki. Elegant schmiegte sich die Erweiterung dem abschüssigen Park an – mit Claes Oldenburgs riesigen „Federbällen“ darin – nachts erstrahlte sie in makellos weißem Licht. Bereitwillig erzählt der Kunst-Veteran von seinen dilettantischen Anfängen als Sammler, als er, vor Jahrzehnten inzwischen, auf eigene Faust das Goldene Zeitalter der Niederländer entdeckte, sich aber Werke einre-

den ließ, die den Qualitätskriterien nicht standhielten. Als sich seine Frau Marion 1975 von Andy Warhol in New York porträtieren lassen wollte – das Triptychon hängt in der ständigen Sammlung des Museums –, setzte sich der Künstler in einem Hotel nicht wie erwartet an die Staffelei. Warhol zückte lediglich eine Polaroidkamera und war gleich schon wieder verschwunden. Darauf wählten die Blochs den professionellen Weg und ließen sich langfristig durch Ted Coe, den damaligen Direktor des Nelson-Atkins-Museums, beraten. Die Kooperation zahlte sich für beide Seiten aus, das Museum kann nun ihre

Früchte ernten. Eröffnet wurden soeben die „Bloch Galleries“ mit neunundzwanzig Werken, und so ideal ergänzen die Bilder die hauseigene Kollektion, dass man sagen kann: Der Berater hat ganze Arbeit auch für das eigene Haus geleistet. Henri Toulouse-Lautrecs Studie der Tänzerin Jane Avril, einst Star im Pariser „Moulin Rouge“, hing schon 1935 in der ersten Ausstellung französischer Kunst im Nelson-Atkins-Museum, nun schlägt der Zuwachs also den Bogen zu den Anfängen der Institution.

Was Henry und Marion Bloch sammelten, schmückte lange Zeit die Privatsphäre



Was Steuerberatung so alles einbringen kann. Der heute 95 Jahre alte Henry Bloch verstand jedenfalls, die eigenen Einkünfte gut anzulegen: Gemeinsam mit seiner Frau Marion sammelte er Meisterwerke der französische Kunst des späten neunzehnten Jahrhunderts wie Cézannes rauchenden Mann, der als Studie zu dem berühmten Gemälde „Die Kartenspieler“ diente, oder Renoirs Skizze eines verträumten Mädchens.

Fotos The Nelson Gallery Foundation

eines betuchten Ehepaars im vorgerückten Lebensalter. Schön sollten die Bilder sein, von heiterer Energie durchdrungen, farbleuchtend. Vincent van Goghs „Restaurant Rispal in Asnières“ entstand 1887, als sich der Maler in Paris, angeleitet auch durch den Kollegen Paul Signac, in den neoimpressionistischen Farbauftrag vertiefte. Unvergleichlich mildes Licht fällt in die tief fluchtende, von Bäumen gesäumte Straße. Im bretonischen Sonnenlicht flirrt der Strand in Signacs Tüpfelmalerei „Portrieux“; eine Ballerina von Edgar Degas „macht Punkte“ mit den Fußspitzen in Pastell und Gouache.

Zufall oder nicht, mehrere der Bilder bezeugen einen besonderen Bezug zu ihren Urhebern. Als Édouard Manet sich im Sommer 1871 von einem Nervenzusammenbruch in der Normandie erholt – erschüttert durch den preußisch-französischen Krieg und seinen Ausgang –, malt er seine Freunde und seine Familie beim Croquet. Am Ende seines Lebens bringt er, schwer erkrankt, rund zwanzig Stillleben auf die Leinwand, die von Freunden mitgebracht werden, darunter auch der kühle „Weiße Flieder in Kristallvase“ von 1882/83. In sanft fließendem Duktus malt Berthe Morisot ihre Tochter Julie im Jahr 1889 „Unterm Orangenbaum“, das Mädchen taucht in einem Pastell von Pierre-Auguste Renoir wieder auf, wo der Hut auf ihrem Haupt mit Blumen bestückt wird.

In einem „Boot auf der Seine“ von 1884 wiederum verbinden sich die vielen Begaubungen des Gustave Caillebotte: Nicht nur als Maler war der Künstler in seiner Zeit voran, als passionierter Segler brachte er es sogar einmal zum nationalen Champion; obendrein hat er sich als Yacht-Designer hervorgetan: Ergebnis all dessen ist das um 1884 entstandene Gemälde seines eigenen, auf der Seine vertäuten Segelboots. Dessen leichtes Gewicht hebt Caillebotte

hervor, indem er die Lichtreflexe auf dem Wasser pastoser, schwerer malt als den schlanken Schiffskörper.

Kapital darf der Zuwachs für das Museum durch zwei Spätwerke Paul Cézannes genannt werden. Sie bereichern einen in seiner geschichteten Perspektive ungewöhnlichen „Mont Sainte-Victoire“ aus Eigenbesitz auf das Trefflichste. Den „Steinbruch in Bibémus“ formiert Cézanne in lichten *taches*, jenen für ihn typischen und in diesem Fall außerordentlich leichten Farbtupfern; fast könnte man die Ölmaleure für Aquarell halten. Dann der „Mann mit einer Pfeife“ aus den Jahren 1890/92: Die Studie diente Cézanne als Vorlage für seine „Kartenspieler“ in ihren unterschiedlichen Fassungen. Die in sich ruhende Figur auf dem kleinen Bild aus der Sammlung Bloch malte Cézanne in Vorbereitung der Kompositionen, die sich heute im Metropolitan Museum in New York und der Barnes Foundation in Philadelphia befinden. Ihn faszinierte die selbstgenügsame Ruhe der Tischgesellschaft, ein Sujet, das bis zu Caravaggio zurückgeht. Doch auch als isolierte Gestalt zieht der Mann mit der Pfeife den Betrachter in den Bann.

All dies summiert sich, mit weiteren intimen Werken von Edouard Vuillard und Pierre Bonnard, zu einer splendiden Sammlung französischer Malerei, deren materieller Wert „in the tens of millions“ taxiert wird, also einer Millionensumme wohl im mittleren zweistelligen Dollar-Bereich entspricht. Die Schenkung erfolgte ohne Bedingungen, sie bietet dem Museum fraglos weiteres Material für eben eine „kommunizierte Kultur“, die die gegenwärtige politische Kultur hoffentlich überdauern wird. Derweil begnügt sich übrigens der betagte Vorbesitzer mit fotografischen Replika an der heimischen Wand: „Die sehen sogar besser aus als die Originale.“ GEORG IMDAHL

## Mein Freund, der Baum, ist tot

In diesem Russland ist immer Sauregurkenzeit: Robert Borgmann zäumt in Stuttgart Tschechows Stück „Der Kirschgarten“ von hinten auf

Mal was anderes: In Stuttgart beginnt Tschechows „Kirschgarten“ mit dem letzten Akt. Das Abholzen kommt vor dem Ankommen, die Enttäuschung vor der Hoffnung. Bevor die Suche nach der verlorenen guten alten Zeit richtig beginnt, ist alles schon vorbei: der Kirschgarten, Inbegriff nutzloser Schönheit, ist an Lopachin verkauft, die Gutsbesitzerin Ranjewskaja samt Entourage wieder nach Paris abgereist, der alte Diener an der Rampe vergessen. Sich gegen den Strom der Zeit zu stemmen ist so sinnlos, als wollte man ein Kirschbäumchen mit der Axt pflanzen und Früchte mit der Säge ernten: eine schöne Utopie vielleicht, aber garten- und theaterarchitektonisch keine gute Idee. Erschwerend hinzu kommt, dass der Abend mit einer Kuschelparty mit bonbonbunten Lichtspielen und enervierender Meditationsmusik beginnt. Herren und Damen, Gäste und Diener liegen, offenbar ermattet von einem Fest, im Dornröschenschlaf kreuz und quer am Boden und müssen sich erst einmal sozial, emotional und gedanklich sortieren. Das dauert, wie manches an diesem Abend, aber von zähem

Stillstandstheater kann diesmal keine Rede sein.

Robert Borgmann kann ja mit seinen assoziations- und bilderreichen Tschechow-Inszenierungen so kunstvoll langweilen, dass manche hinterher von einem Theaterwunder raunen. In seinem Russland ist immer Sauregurkenzeit: Menschen dämmern und schwadronieren ganz ohne Samowar und Seelenwärme vor sich hin, fuchteln hysterisch mit Pistolen, eingelegten Gurken und großen Worten von Arbeit und Zukunft herum und langweilen sich dabei zu Tode. So war es 2013, als Borgmann zum Auftakt der Ara Petras in seinem Stuttgarter „Onkel Wanja“ Society-Zicken-Federalball mit Miss America spielen ließ und Peter Kurth im Volvo-Kombi misstrauisch „Es ist nichts passiert“ brummte, selbst wenn gerade eine Neonsonne gleißend aufging. „Onkel Wanja“ fiel beim Publikum durch, wurde aber als „erstaunlich dynamisches Stillstandsszenario“ zum Theaterfest eingeladen. Das ermutigte Borgmann, bei seinem Kölner „Iwanow“ kürzlich noch ein paar saure Gurken mehr, ein Dreirad und ein Stück-

chen performativer Langeweile draufzusatteln.

Ein Dreirad und mitleidlose Neonleuchten gibt es auch diesmal auf der Bühne, einer schräg und spitz zulaufenden Konstruktion aus hohen weißen Wänden und



Ferne Erinnerung: Astrid Meyerfeldt als Gutsbesitzerin Ranjewskaja Foto: JU

einem schweren Theatervorhang. Aber diesmal steht das Dreirad nicht für infantile Klassen, sondern für den Stachel im Fleisch der Ranjewskaja. Als ihr Söhnchen vor fünf Jahren ertrank, floh sie verzweifelt nach Paris, jetzt kehrt sie, sentimental, desillusioniert und verarmt, wieder zurück. Sie sucht das Paradies der Kindheit und will nebenbei ihre leere Börse und ihren Akku noch einmal aufladen. Aber nichts mehr ist, wie es einmal war, und nichts wird je wieder so sein, wie sie es sich unterm kitschig blühenden Kirschbaum erträumt: Ihr Freund, der Baum, ist tot, Investitionsmasse für ehrgeizige Bauern. Astrid Meyerfeldt ist die Königin im zerbröselnden Reich der Erinnerung, eine begnadete Verdrängungskünstlerin. Hoheitsvoll dirigiert sie im roten Hosenanzug die Schattenspiele ihrer Kindheit, wedelt mit der Hand Zweifel, Schuldgefühle und Gespenster weg, balanciert auf unsicheren Beinen und singt übermütig „O, du lieber Augustin, alles ist hin“.

Ihr Bruder ist nur ein Bonbon kauernder Versager, der stolz auf seine Faulheit und sein neues Diensthandy ist. Ihre Tochter Anja himmelt den ewigen Studenten

Trofimov an, ein verkrachter Nihilist mit Trotzki-Nickelbrille, Gandhi-Hosen und Rattenfängercharisma, der sich selber gerne reden hört. Er spricht schön über eine Zukunft jenseits der Liebe und beißt in den Vorhang, weil er nicht mal seine eigenen Triebe unter Kontrolle hat. Pflege-tochter Warja könnte das Kirschgarten-Problem elegant lösen, wenn sie Lopachin heiratete; aber die altjüngferliche Hausfrau und der bullige Aufsteiger kommen nicht zusammen. Manuel Harders Lopachin ist keine herzlose Heuschrecke, kein vulgärer Parvenu, aber er hat noch eine Rechnung offen: Das Abholzen des Kirschgartens ist seine Art der Rache für die Arroganz der Herrschaften.

Landluft macht frech und frei, und so spielen selbst die Diener den großen Max. Jascha fühlt sich mit seinem Pariser Schick erhaben über die klebrigen Avancen und vulgären rosa Schleifchen Dunjas, die wie Cindy aus Marzahn im Kirschgarten herumtrampelt. Selbst der alte Firs bleibt nicht ungeküsst, aber er weiß wenigstens, dass seine Zeit vorbei ist. Mit dieser Jugend und dieser Zukunft will er, Demenz hin oder her, nichts mehr

zu tun haben. Der Unglücksrabe Jepichodow läuft mit der Axt auf der Schulter und der Pistole im Mund herum. Die Gouvernante führt, natürlich nackt, Zauber-kunststücken und sich selbst als identitätslose Migrantin vor. Leonid nimmt einen Fisch aus, um die weiße Bühne mal so richtig zu versauen. Der E-Gitarist zupft am Soundteppich. Die Wände werden mit geschmackvollen Schattenspielen bespielt, damit nicht auffällt, dass die Bühne leer ist bis auf Champagnerflasche, Dreirad, Fischgekröse und einen Eisblockhocker als Kältesymbol.

Nein, langweilig wird es einem in Borgmanns Tschechow-Garten diesmal nicht, aber warm auch nicht. Es ist kühles Überwältigungstheater, ein Reigen von Bildern, Einfällen, Assoziationen, der sich nicht zu etwas Ganzem runden will. Borgmann sieht vor lauter Bäumen und Kirschbäumchen-wechsel-dich-Szenen keinen „Kirschgarten“ mehr: Wo bei Tschechow melancholische Heiterkeit war, ist hier eine unausgegorene Mischung aus Depression und nervöser Unruhe, Apathie und Aktionismus, krudem Slapstick und schönen Stimmungen. MARTIN HALTER